

Vorbemerkung

»Wir kennen uns vom »Weinberg.« Nach Jahrzehnten sagen mir das Menschen, die ich irgendwo treffe. Eine Schülerin aus Dresden hatte 2017 eine Seminararbeit über »Weinberg« geschrieben. Sie teilte mir mit: »Meine Mutter war auch im Weinberg«.

»Weinberg« ist eine Oase in meiner theologischen Wüstenwanderung. »Weinberg« war die Suche nach einer »Volksversammlung«, so das Ursprungswort für »Kirche«. Gibt es das, ein Völkchen, das sich trifft, seine Themen bedenkt, bei Troste ist und Tatsachen schafft? Tatsachen, die ethisch versiert Soziales im Schilde führen. Ausgangspunkt war eine »Theologie«, die auf dem Sprung war, sich aus dem Staub der religiösen Verschlafenheit zu machen. Ohne Brechstange. Ohne Beteuerungen. Ohne Applausversessenheit. »Weinberg« ist ein kurzes Kapitel Sozialgeschichte. Ein Kapitel Kirchengeschichte ist »Weinberg« allemal.

Ab Herbst 1970 trafen sich in Gebäuden der Weinbergskirchgemeinde in Dresden-Trachenberge sehr viele junge Menschen verschiedenster Herkunft. Sie waren im Alter von fünfzehn bis über dreißig Jahren. Dass eine wechselseitige »Offenheit« unterschiedlich geprägter Menschen vieles eröffnete, war gewollt. Die Gegenwart einer dumpfen Verhinderungsmacht seitens der »Staatsorgane« der DDR und kirchlicher Verwaltungsinstanzen war für die Freiheitsorientierung von »Weinberg« förderlich. Der Außendruck festigte das Miteinander. Die konfirmierte Fünfzehnjährige, der Lehrling aus einem nichtchristlichen Elternhaus, der katholische Student, die als »asozial« geltende älteste Tochter einer kinderreichen Familie, der Doktorand von der Verkehrshochschule, soeben Straffentlassene, Künstler, Musiker und sehr viele andere lernten sich kennen und nahmen sich wahr.

Dieses Zusammenfinden war durch eine offene thematische und theologische Orientierung inspiriert. Die Themen, die es aktuell zu bedenken galt, entstammten den täglichen Erfahrungen junger Menschen. Was sich in ihren Schulen, auf ihren Arbeitsstellen, in ihren Familien, bei »Feten« und Popkonzerten abspielte, war in den Begegnungen im »Weinberg« Gesprächsstoff. Was wir vom »gesellschaftlichen Sein« der Stadt Dresden und den Erscheinungsformen des »real existierenden Sozialismus« zu Ohr bekamen, brachten wir mit dem Stoff möglichst ungetrübter Erzählungen in

Verbindung. Literatur leitete uns. Die Einlassungen auf ausgewählte biblische Texte dienten der persönlichen und politischen Navigation im »Roten Meer«. Das war nötig. Der »Sozialismus« litt an seinen Verirrungen. Der »Kommunismus« verkam zu Karikatur. Sehr viele junge Menschen kamen in unsere »Ökumenischen Jugendgottesdienste«. Diese waren kein kirchlicher Selbstzweck, sondern dienten der Ermutigung und Entfesselung aus einer subtilen diktatorischen Vereinnahmung in der DDR.

Eine »nichtreligiöse« theologische Orientierung, die sich auf Dietrich Bonhoeffer (1906 – 1945) berief, hatte zum Ziel, konspirative Inhalte des christlichen Glaubens als Anstoß zu vernehmen, anstößig zu »interpretieren« und zu praktizieren. Die Kommunikation war lebenspraktisch, auch politisch und sozial herausfordernd, ausgerichtet. Es entstanden viele eigene Texte, Musiken, Künste. Aus diesem Fundus schöpft dieses Buch.

»Weinberg« war von unverwechselbaren, kreativen Personen geprägt. Zahlreiche Porträts wären nötig und interessant. Im Folgenden wird von einigen berichtet. Meine Anonymisierung will sie keineswegs unkenntlich machen. Indem ich für sie Namen erfunden habe, will ich deutlich machen, dass meine Erinnerung sie subjektiv identifiziert und würdigt. Erinnerungen sind immer auch Verengungen. Identität erweist sich bei näherem Hinsehen als vielschichtig. Porträts tragen die Handschrift des Autors. Kein Mensch, den man zu würdigen gedenkt, darf in einem Abbild gefangen gehalten werden. Dass viele hier im näheren Sinne namenlos bleiben, bedeutet nicht, dass sie nicht vorkommen. Aktenkundige Namen und Namen von Personen der Zeitgeschichte nenne ich unumwunden. »Weinberg« als offener Treffpunkt vieler Jugendlicher war von mir so gewollt. Dass »Weinberg« so wurde, wie es dann eintrat, verdankte sich denen, die kamen und blieben. Viele, nicht alle, blieben, auch als es »unbequem« wurde. Wo so Verschiedene aufkreuzen, kommt es auch zu herausforderndem Gegenüber und Gegeneinander.

Ich beginne meinen Bericht mit einer Rekonstruktion dessen, was meinerseits »Weinberg« vorausging. Dabei geht es mir um kurze Einblicke in ein ostdeutsches »Studium generale«. Während sich in Westdeutschland lautstark Studentenunruhen anbahnten, lagen wir in Berlin, Leipzig und Dresden nicht im Koma. Studium war für mich eine neunjährige Allgemeinbildung. »Theologie« wurde in Teilen zu einem Refugium für an Politik, Publizistik, Philosophie, Soziologie, Sozialem, Geschichte und anderem Interessierte. »Theologie«, die Menschen und ihrer Lebenswelt ernsthaft und erhellend Beachtung schenkt, gewann zunehmend an Bedeutung. »Gott« taugte einigen von uns nach dem Mauerbau Studierenden nicht für

Behauptungen und verbissene Bekenntnisse. »Er« war uns eher Anlass für Zweifel, die nicht in Verzweiflung verödeten. Wir nahmen Anregungen für Staunen auf, welches Bedenkliches in den Blick nahm. Wir hatten nichts dagegen, wenn Denken in Dankbarkeit und Umsicht mündete.

Was uns seit 1970 »Weinberg« war, heißt seit einigen Jahren »Kulturkirche«. Viele Jugendliche, die sich ab 1970 dort einfanden, sind nun im Rentenalter. Es ist nicht verwegen anzunehmen, dass die Geschehnisse von 1989 eine ihrer vielen Wurzeln auch in der Öffentlichkeit und »Offenheit« von »Weinberg« hatten. Der Teil der Kirche, der sich restaurativ, selbstbezogen und wohlstandsaffin zeigt, geht nicht auf »Weinberg« zurück.

Die häufige Benutzung von Zeichen für wörtliche Rede (»...«) verweist auf die Verwendung einer zeitgeschichtlichen und kirchenspezifischen Wortwahl. Diese Begrifflichkeit entstammt also nicht der eigenen Erzählfreude. Kursiv erscheinende Texte sind Zitate aus dem Sprachgut von Personen, die im »Weinberg« zu Wort kamen. Viele verwendete Begriffe sind zeitbezogen zu vernehmen. Die dringliche Suche nach »gelungenem Leben« in der DDR der siebziger Jahre war wirklich ein Aufschrei aus einer Beklemmung. Die Literaturnobelpreisträgerin von 2009, Herta Müller, erinnert sich im Dezember 2018 in einer Festrede an der Freien Universität Berlin an Ängste und Ausweglosigkeiten, die sie von früher kenne. Sie lebte bis 1987 in der Volksrepublik Rumänien: »Die große Frage dieser Zeit war: Wie kann man leben ... Ich wollte, wenn ich las, immer wissen, wie man leben könnte ... Wie soll man leben mit dem, was man denkt, wenn man es nicht sagen darf, ohne dafür ins Gefängnis zu kommen ... Wie soll man leben, um so zu bleiben oder zu werden, wie man für sich selber ist. Oder wie soll man nicht so werden, wie man nicht sein will. Ich war nicht darauf aus, diese Frage zu stellen, sie stellte sich unausweichlich von selbst. Sie war immer schon dort, wo ich mit meinem Leben hinkam. Sie war vor mir da, als hätte sie auf mich gewartet.«

Die Beharrung auf »Lebensqualität« in aktueller Beanspruchung steht auf einem anderen Blatt. Wohlstand und Behaglichkeit waren uns kein erstrebenswerter Status. Eine »Wohlfühlkirche« unter Absehung von kapitaler Ungerechtigkeit, von Heidenängsten und Verschleierungen aller Art, darauf wären wir nicht gekommen. Unsere notorische Antizipation von »Freiheit« hatte schon vor 1988 »die Freiheit der Andersdenkenden« im Blick. »Entfesselung« war keine Floskel, sondern Methode, Wegmarkierung, Aufschrei, Überschreitung.